

1.

*Eine durchsichtige fahrbare Plastikwanne. Lächelübungen. Luise als Mischung aus fest und flüssig. Eine Hebamme sah Max und mich skeptisch an. Die Notwendigkeit gelber Ohrenstöpsel. Sind Eltern frei?*

Hinter einem halbhohen Vorhang hantierten die Ärzte. Ich stand am Kopfende einer Liege. Ihr Puls ging sehr schnell, ich hielt ihre Hand. Ich sah an der großen Brille einer Ärztin vorbei zum Fenster. Der Himmel riss auf. Ein gezacktes Loch war mitten im Grau, aus dem es gelb herausfiel. Rotes Licht in Strahlen dahinter. Leise Anweisungen waren zu hören. Das rote und das gelbe Licht flossen zusammen. Irgendwann war alles still. Zwei Kinder wurden vorbeigetragen, verschwanden hinten im Raum. Sie sollten untersucht werden. Ich ging durch Gänge und eine Kammer, bekam meine Kleidung wieder, legte die grünen Sachen ab, die ich im Operationsaal tragen musste. Dann in einem Zimmer, allein mit einer fahrbaren durchsichtigen Plastikwanne, an der zwei Schilder klebten: «Max» und «Luise». Zwei Köpfe waren zu erkennen. Die Wolkendecke hatte sich geschlossen, wieder nieselte es aus dem Grau.

Die Kinder schliefen. Vom Gang war ein Klappern zu hören, ein Wagen fuhr vorbei. Ich wählte mit meinem Handy einige Nummern und sagte: «Die Kinder sind da.» Dann dachte ich an einen Junitag,

der ein paar Jahre zurück lag. Wir saßen auf einer Holzbank in der Mitte eines Parks. Eine Gruppe von Schwalben kam. Sie flogen über der Bank und unseren Köpfen hin und her, stiegen hoch und ließen sich wieder fallen. Wir hielten still, um sie nicht zu vertreiben, und sie blieben, zogen neue Schleifen. So kurze Flügelschläge, Pfeifen im Flug, schnelle Kurven. Sie entfernten sich, kamen noch einmal wieder. Drehten und wendeten, sausten über uns.

Die Geburt mit den eiligen Ansagen, den grünen Kitteln und der Angst trat zurück. Neben mir hatte der Anästhesist gestanden, der den Puls kontrollierte. Er hatte porige Haut und einen herabhängenden Oberlippenbart. Einmal sagte er etwas, das nicht zu verstehen war. Vielleicht war irgendetwas nicht in Ordnung. Sie hatte rasende Kopfschmerzen. Wie ein Traumbild kam es mir vor: ein Kind, das an die Brust der Frau gelegt wird, der Blitz der Kamera, die große Brille der Ärztin. Aber jetzt saß ich in einem weißen, stillen Zimmer. Auf hohen Beinen eine Plastikwanne: zwei Köpfe, die Gesichter zueinander gedreht, mit sehr wenigen Haaren. Sie lagen nahe beisammen, hatten eine Decke. Ich beugte mich über sie. Die Köpfe, nach vorne geneigt, berührten sich. Dann setzte ich mich wieder hin und wartete.

Wir kamen nach Hause und am Anfang war es ruhig. Sandra hatte Luise auf ihren Bauch gelegt. Sie bewegte sich, schlief dann ein. Sie lag mit wenig Festigkeit, Arme und Beine zur Seite, ein Arm hing herunter. Katzen liegen so, aber man selber kann

das nicht: die Glieder verteilt, Länge und Schwere, die Ruhe selbst. Nur noch Schlaf, um einen Mittelpunkt gerollt, und der Atem, kaum zu hören – man muss sich hinunterbeugen – geht leise, ganz gleichmäßig. Uns sieht man auch in der Nacht die Kämpfe noch an, Streit und Unruhe. Im schlafenden Erwachsenenkörper ist noch Spannung, laufen Programme, wird gearbeitet, geruckt; es spricht, wirft sich herum, fiept. Die schlafende Luise war eine Mischung aus fest und flüssig.

An einem Morgen stand ich am Kinderbett und sah mir das Aufwachen an. Auf dem Gesicht erschienen verschiedene Züge: ein Lächeln, aber ohne Grund, eine Frage, die keine Frage ist, ein Runzeln der Stirn, weil die Stirn auch runzeln kann. Das alles nur kurz und angedeutet, die Gesichtszüge wurden nicht fest, Bewegung auf einer glatten Wasseroberfläche. Was später getrennt ist – man lächelt oder runzelt – lag noch zusammen. Man wusste nicht, was es werden sollte. So ein Treiben – wie man gedankenlos in einem Becher rührt. Auch Luisens Finger spielten, ohne dass sie es bemerkte, ohne Zweck. Sie gingen in verschiedene Richtungen, bewegten sich einzeln, einer nach vorn, der Daumen wurde abgespreizt. Einfach war das nicht, langsam und nur mit Mühe ging es voran. Man wusste nicht, ob sie es selber wollte. Es sah aus wie ein Zählen, dann schloss sie die Hand, machte eine Faust.

Wie verletzbar das ist, ich setzte mich auf den Fußboden vor das Holzgitter des Bettes. Wie einfach es wäre, etwas zu zerstören. Luise war unglaublich

klein. Ich hatte bis dahin nicht gedacht, dass es so kleine Menschen überhaupt geben könnte. Jetzt öffnete sie die Augen. Sie lag auf dem Rücken, sah erstaunt aus, durch die weiße Jalousie kam Licht. Es schien ihr hier zu gefallen, so wirkte es jedenfalls. Diese ersten Lächelübungen waren wie eine Frage, um zu testen, was passieren würde. Wieder war das Fließen zu sehen. Das Gesicht noch ohne Grenzen. Es war eine Anstrengung, die Gesichtszüge zu halten, damit sie nicht verliefen. Das Lächeln stieg von innen auf wie Wasser aus einer Quelle, die unter der Erde liegt: Ich suchte nach Worten und Vergleichen. Ich hatte so etwas noch nie gesehen.

Am Morgen so daliegen, ohne Grund für sich vergnügt, alles noch still, der Tag fängt langsam an. Klare Herbstluft durchs Klappfenster, der Geruch von Laub. Das Klacken einer Eichel auf der stillen Straße, die davon fast hallte. Bettwärme und Kühle, die einzog. Eine neue Eichel fiel von dem Baum, der an der Ecke zum Nachbarhaus steht. Luise lächelte. Es war friedlich. Aber am nächsten Morgen lief ich fluchend durch die Wohnung. In der Nacht war ich ständig wach geworden, immer hatte irgendjemand geschrien, und am Morgen, als Sandra sagte, ich solle doch schlafen, konnte ich nicht. Es war zu laut, ich legte mir Sandras Kissen aufs Ohr, aber das half nichts. Ich stürmte ins Kinderzimmer, Max und Luise hörten zum ersten Mal das Wort «Verdammt». Ich lief ins Bad weiter, beim Duschen war es mir unangenehm. Wie kann man über Menschen, die 14 Tage alt sind, fluchen?

Ich saß im Kinderzimmer, auch wenn es da nichts zu tun gab. Sie schliefen, das war beruhigend, man konnte den Gedanken nachgehen. Im letzten Sommer waren wir in Italien, hatten in Arezzo die «Legende vom heiligen Kreuz» von Piero della Francesca gesehen. Aus der blendenden Sonne des Marktplatzes, wo man auf den Boden sehen muss, in die roh gemauerte kühle Kirche. In der dunklen Halle erkennt man wenig, geht langsam und tastend bis zur Apsis, wo man den Kopf zurücklegt. Oben das Bild, wo der König in der Nacht schlafend liegt. Der Eingang seines Zelttes ist geöffnet, der dunkelgelbe Stoff fällt hinab. Die Müdigkeit des Wächters mit dem aufgestützten Kopf. Das Zeltdach zeigt in dunklem Rot zum Himmel, und von dort kommt der Engel in einer Diagonale herab. Das Licht, das von ihm ausgeht, beleuchtet den König, das Zelt und auch die Bewaffneten davor. Der König träumt den Engel, und sein Traum ist wahr. Es ist das schönste Nachtbild, das je gemalt worden ist.

Max schrie. Es stieg aus ihm, floss, sprudelte, ließ kurz nach, kam dann mit vollem Schwall; Schreien wie Sturm, schreiende Luft; Steine, die einen Abhang herunterrollen, hochspringen, einen Satz machen, aufschlagen, kollern, immer weiter. Ich stand mit ihm in der Küche. Meine Mutter war angereist, um uns zu helfen, und sie war länger geblieben als gedacht. Jetzt war sie mit Luise ins Bad gegangen, die sich vom Brüllen ihres Bruders anstecken ließ. Sandra hatten wir ins Bett geschickt. Sie war den ganzen Nachmittag mit Max beschäftigt gewesen.

Aus der Apotheke hatten wir Ohrenstöpsel besorgt. Es gab sie in verschiedenen Farben und Formen. Ich nahm die gelben aus Schaumstoff.

Was ich mit Max auch anstellte, sein Schreien änderte sich nicht. Ich hielt ihn hoch, hielt ihn waagrecht, zog ihn an mich; setzte mich auf den Küchenhocker, ging herum. Ich stand still, versetzte ihn in Schaukelbewegungen. Aber er hörte nicht auf, es hörte nicht auf, denn es schrie in ihm, der Körper krampfte, drehte sich. Der Schreispitz, der Schreigelle, drohte zu reißen. Kurze Stille, die hält, vielleicht hält – es brach hervor, der Mund aufgestoßen, es schrie aus ihm. Gellende Luft in der Wohnung, Brüllen und Zittern.

Ich war entsetzt. Es sind Blähungen, es sind die Gedärme, noch nicht funktionstüchtig, es ist ungefährlich, sagte das Säuglingsbuch. Jetzt war ich kein Zuschauer mehr. Zwar hielt ich Max, aber noch mehr hielt er mich. Ich wurde gegriffen, in mir war ein Sturm und außen wackelte der Küchenhocker, auf dem wir saßen, so ein billiges Ding, das ich vor kurzem zusammengeschraubt hatte. Ich versuchte, mir Mut zu machen, sagte mir, dass es vorbeigehen würde, dass es unmöglich noch viel länger dauern konnte, kein Kind würde das durchhalten, alle Kinder müssen schlafen, alle sind irgendwann friedlich und lächeln selig. Max schrie. Er schrie durch alle Ohrenstöpsel. Die Hebamme, die uns in den ersten Tagen besuchen kam, sagte auch, dass es Blähungen seien. Sinnlose Gedanken wehten vorbei. Die Pythagoräer, eine Philosophengruppe aus der Antike,

hielten Blähungen für Dämonen. Die Dämonen setzen sich im Inneren des Menschen fest, hausen dort, räkeln sich, sausen durch den Bauch. Dann lachen sie über die Schmerzen und die Geräusche des Hinterteils. Pythagoräer durften deshalb keine Bohnen essen.

Max' Gesicht war rot, dunkelrot, es bestand aus Falten. Die Augen waren in einer Falte verschwunden, aus der es herauslief. Er war zerknittert, ohne Haare, auch im Nacken rot. Seine Stirn war gefurcht. Der Mund ein Loch, das bebte und zitterte. Irgendwann lag er vor Erschöpfung still. Er war noch gar nicht in der Welt angekommen. Die großen geöffneten Augen konnten den Blick nicht halten, und er sah irgendwohin, in eine Ferne, oder nach innen. Er schaute durch uns hindurch, wir konnten seinem Blick nicht folgen, er träumte mit offenen Augen, war woanders.

Er verkroch sich in Sandras Arme, schloss die Augen und zog sich zusammen. Er wurde rund. In der Armhöhle wie ein Maulwurf, der sich in die Erde eingraben will. Dann schlief er ein und träumte, bildete ich mir ein, vom Leben vor der Geburt. Das war ein Gleiten im Inneren, wo er in einer Blase lag, umspielt wurde. Schmerzlos, geschützt, friedlich wurde er umhergetragen. Außen die Wärme, der Puls, der sagt, dass man nicht allein ist, dass alles seinen Gang geht. Warmes Pochen, die Geräusche gedämpft. In einer Schlafkapsel liegen und träumen. Kein grelles Licht, und niemand ist da, der anfasst und zerrt. Man muss nichts und soll nichts. «Er muss 20 Milliliter

trinken, weniger nicht, bis zu dieser Marke, sonst nimmt er ab», sagte die Hebamme. Es war eine ältere Hebamme mit streng zurückgekämmtem Haar und kantigem Gesicht. Sie sah Max und mich skeptisch an.

Ja, ich hatte seltsame Gedanken, wenn ich Max und Luise auf einer Woldecke liegen sah, die Köpfe zueinandergedreht. Er hatte sich in ihre Halsbeuge geschoben, die Augen geschlossen. Gibt es nicht Musik, die uns in jenen Zustand vor dem Sturz in Licht, Kälte und Hände versetzen kann? Die uns aus der Welt herausnimmt? Vielleicht hatte ich solche Sehnsüchte. Auch ich wurde angefasst, auch an mir wurde gezerrt. Früher war es anders. Ich konnte gehen und fahren, wohin ich wollte. War frei, mochte nicht berührt werden – diese ständigen Umarmungen beim Begrüßen. Ich war der Spötter, saß mit anderen Spöttern in der Kneipe. Saß zu Hause, die Füße auf der Schreibtischkante, kippelte mit dem Stuhl vor und zurück. Das war die Zeit, in der Nena sang: «Heut komm ich, heut geh ich auch». Das konnte ich immer noch summen, fast der gesamte Text fiel mir noch ein. Aber jetzt wurde ich mitgenommen, begann eine neue Fahrt, ich steuerte nicht. Und hatte keine Ideen, sondern Aufgaben, und es gab eine Ordnung, die den Tag und die Nacht bestimmte.

Wasser aufsetzen, sechs Flaschen und Sauger in den Sterilisator. Wasser abgießen, abkühlen lassen. Flaschen nach Erlöschen der Kontroll-Lampe entnehmen, 80 ml Wasser einfüllen, Flasche eins bis sechs. Die Pulvertüte nehmen, den Messlöffel, fünf



Löffel «Aptamil» einfüllen, links beginnen. Flaschen mit den Saugern verschließen, dann schütteln. Sauger wieder öffnen, Flaschen bis zur Markierung von 180 ml auffüllen. Reihe eins bis sechs erneut verschließen, zusätzlich die Schutzhüllen aufsetzen. Flaschen kräftig durchschütteln, Reihe zweimal abgehen. Flaschen in die Kühlschrankschranktür stellen. Messlöffel in die Pulvertüte legen, diese schließen. Den Sterilisator reinigen. Flaschenwärmer für die Nacht vorbereiten, Wasser zum Einfüllen danebenstellen, Wecker auch. Licht löschen, die Küche wird dunkel, ich darf mich hinlegen, Nacht.

Die war nicht lang. Um halb zwei oder zwei oder halb drei ertönten die ersten Vorbereitungslaute aus dem Kinderzimmer, eine Art Lallen. Dann eine Pause, auf die ein seltsames Geräusch folgte: wie ein Stein, der über Asphalt gezogen wird. Und dann das Schreien, das ohne Anlauf gleich die volle Lautstärke erreichte, die Wohnung füllte. Also die Socken, der Steinfußboden ist kalt, also die Fleece-Jacke, Reißverschluss zuziehen. Zuerst in die Küche, um die Flasche in den Wärmer zu stellen. Dann mit dem Kind in den hohen geschwungenen Sessel, den uns eine Großtante vererbt hatte. Die Flasche holen. Das alles ging wie von selbst. Manchmal wusste ich gar nicht, ob ich Max oder Luise hielt. Das zweite Kind saß mit Sandra an einem anderen Platz. Die Wohnung war vom orangefarbenen Licht einer Nachtlampe schwach erhellt, einem quaderförmigen Stein, von Adern durchzogen. Eine Freundin aus London hatte ihn uns zur Geburt geschickt, wir fan-

den ihn originell. Bis in einem Geschäft um die Ecke ein Dutzend dieser Lampen nebeneinander stand. Das Licht war trotzdem schön.

Auf der einen Seite des Zimmers der große Schrank, massiv, symmetrisch, Pinie und Nussbaum, wirkte beruhigend. Durch das Schrägfenster, unter dem wir saßen, waren in den klaren Nächten des ersten Winters die Sterne zu sehen. Langsames Saugen und Schlucken auf dem Schoß, es dauerte, es dauerte. Über meiner Schulter ein weißes Stofftuch, um Milch zu wischen. Ich zählte, um nicht müde zu werden, die Flaschen im Weinregal, trennte Rot- und Weißwein, zählte die Schatten hoch und runter. Die große Palme an der Treppe. Ihre Äste sahen aus wie gehobene Arme. Dann kniete ich vor dem Kühlschrank, aus dem Licht fiel, brauchte ein Brot, und zwar mit Leberwurst, das Brot meiner Kindheit.